

Berlin-Wien.

Auf dem Weg zum Balkan.

Von Oscar Müller.

Wien, im Mai.

In einem hastigen, fast sportmäßigen Erleben durch vierzehn Tage zwei Millionenstädte: Berlin und Wien, die wichtigste und die rätselhafteste Stadt im Krieg und in diesem Augenblick der Menschengeschichte, beide verbunden durch eine heute pikant anmutende Vergangenheit, beide verbunden durch eine Not der Gegenwart und durch die Notwendigkeit künftiger gemeinsamer, noch problematischer Wege. Potsdam und Wien: so heißt eigentlich die Beziehung der Vergangenheit, denn in dem großen ungegeschichtlichen Berlin, das nur noch vorwärts gerichtet erscheint und von dem schwirrend die Organisation dieses größten Krieges ausgeht, gibt es heute keine lebendige Erinnerung mehr an das, was einst zwischen Preußen und Oesterreich lag; trotz des Wilhelmplatzes, der mit seinen Helden des Siebenjährigen Krieges wie eine stille Insel hinter den Brandungen des Leipziger und Potsdamer Platzes liegt. Nur in der provinziellen alten Militärstadt, die zu einem Tagesausflug von Berlin geworden ist und im Frieden den Geschichtshunger vergangenheitsbarer Amerikaner befriedigt, spürt man noch die Zeit, in der Preußen und Oesterreich durch ihre Feindschaft den Bund vorbereiteten, der sie heute vereint. Der Soldatenkönig mit dem Stockprügel und die Wachparade und sein großer Sohn von Sans-Souci sind im Museum der deutschen Geschichte zur Ruhe gesetzt, und nur unsere Feinde suchen sich und anderen einzureden, daß Geist und Taten jener an dem heutigen Krieg beteiligt seien. Den deutschen Krieg führen nicht mehr Potsdam und Sans-Souci, sondern Berlin führt ihn, das die Brücken zur Vergangenheit hinter sich abgebrochen hat, das Zarenbant und Vetterfreundschaft als ausgeglichen verbuchte, das die Freunde von morgen liebt und nach denen von übermorgen schaut, das traumlose, arbeitende, helläugige, griffige und siegreiche Berlin und das von ihm erzogene Deutsche Reich.

Hier aber, in dieser frauenhaften, schönen Stadt, in der ich schreibe, gibt es noch keine bewußte und völlige Ausschließung der Vergangenheit. Das Denkmal Maria Theresias, die in ihrer üppigen Frauenschönheit über ihren Paladinen und über ganz Wien thront, ist noch heute das Symbol der erotisch gefärbten Stadt und des Reiches. Nicht als hartnäckige Erinnerung an das Preußen ihres großen Gegners, der vom Vater ein „effeminierter Kerl“ gescholten, doch als reinstes Inarnation des auf Pflicht gestellten, nordischen, zölibatären Ritterstaates über die Frauenherrschaften seines Jahrhunderts triumphierte, nicht als Widerwille gegen die von der Stunde auferlegten Pflichten ist dieser historische Zug anzusehen — man führt und fühlt hier den Krieg mit ebenso viel Ernst wie bei uns — aber das Gesicht ist rückwärts gerichtet, weil es den Nebel der Zukunft nicht durchdringen kann. Der historische Krieg, der gegen Italien, ist hier der klarste, anerkannteste und hat dem Volk den stärksten Impuls gegeben, während wir unseren der Vergangenheit entsprungene Krieg gegen Frankreich mehr empfinden wie eine bedauernswerte Notwendigkeit, die uns zur Aufgabe zugewogen wurde, unsere Zukunft gegen Rußland und England sicherzustellen. Dies scheint mir der Wesensunterschied zwischen Berlin und Wien zu sein; dort baut man mit rüstigen entschlossenen Händen das Gebäude der Zukunft, obwohl noch keiner der Bauenden genau weiß, wie das Werk am Ende aussehen wird; hier aber ist eine aus Gewohnheit und Verlegenheit entstandene Pietät damit beschäftigt, die Risse eines alten lieben Baues, der sich, ach, als so wohllich erwiesen hat, auszumauern.

Selbst die Verwegenen, zu Neubauten Lustigen, greifen hier in die Zukunft mit nach rückwärts gewandtem Gesicht. Zwischen Café, Theater und Prater las ich das Buch eines jüngsten Oesterreichers, Robert Müller, der Oesterreichs Beziehungen zur Menschheit als die „Mythik des Donau-Alpenmenschen“ auffaßt und erkennen will. Es gibt wohl kaum etwas Bezeichnenderes für die österreichischen Verlegenheiten als die schmerzhaften Kunstsprünge dieses talentvollen Jüngling, der zur Erklärung der Uebel der Gegenwart in die tiefen Geheimnisse der Blutmischungen hinabsinkt, Vorgänge dunkelster Erdgeschichte mit derselben Anschaulichkeit schildert wie ein Stadtereignis von gestern, dem er zufällig beiwohnte, und der zwischen Gobineau und Futurismus doch ein rührend guter Oesterreicher ist. Ein Satz aber, den er aufstellt, muß, wenn er wahr ist oder wenn er wahr werden sollte, grundlegend werden für unsere Betrachtung Oesterreichs. Er heißt: „Ein Reich züchtet einen Menschen.“ Die ganze Staatsweisheit, die geschichtliche Betrachtung und die politische Agitation gehen seit länger als einem Jahrhundert von der entgegengesetzten These aus, daß der Mensch, das Volk, die Nation

den Staat als Abbild seiner Seele schaffe. War nicht der Glaube an diesen Satz, der sich — es ist wahr — im 19. Jahrhundert staatschöpferisch rechtfertigte, die stärkste Hoffnung der Gegner, als sie Oesterreich und Deutschland angriffen? Es gibt keinen österreichischen Menschen, also gibt es keinen österreichischen Staat, der sich in einer Lebensprobe bewähren könnte, so war ihre Rechnung. Der Krieg hat gezeigt, wie gefährlich es ist, in geistigen oder politischen Entwicklungsmomenten feste, eiserne und unumstößlich wirkende Prinzipien zu sehen. Das Nationalitätsprinzip nicht entwicklungsgeichtlich beschränkt genommen zu haben, war der verhängnisvollste Fehler der Staatsmänner, die mit der Völkeraliquidation des Habsburgerreiches rechneten. Ich weiß nun nicht, ob die Rettung des österreichischen Staates der Existenz des österreichischen Zuchtmenschen zu danken ist oder ob nicht einfach die rein maschinelle Kraft des Staates, da sein sicherster Motor, die Armee, die Hauptleistung zu tragen hatte, den Zerfall verhinderte. Ich kann auch nicht in einer Stadt, in der man deutsch, wienerisch, tschechisch, ungarisch und polnisch spricht, nachprüfen, ob es einen österreichischen Reichsmenschen als herrschenden Typus gibt. Aber daß es ihn geben kann, daß dieser Krieg ihn zu schaffen vermag, scheint mir nicht zweifelhaft. Sein Wachstum aber ist das, was uns Deutsche für die Zukunft am meisten interessieren muß, denn von ihm hängt es ab, ob Oesterreich die geschichtlichen Beziehungen zu Deutschland noch mehr auflösen oder befestigen wird.

Eine Frage scheint mir hier am bedeutungsvollsten zu sein: ist der Oesterreicher, der ist oder werden soll, ein südlich oder östlich gerichteter Mensch? Die Frage wurde in letzterem Sinne entschieden, als Preußen die Neugründung des deutschen Reiches vollzog und damit Habsburg außer Stand setzte, die Beziehungen zum Süden, d. h. zu Italien, im historischen Auftrag des Imperiums weiterzuführen. Das Hohenzollernreich entkleidete das deutsche Verhältnis zu Rom der karolingischen, ottonischen und staufischen Mythik und gestaltete es in einen Zweckbund um, der Bestand hatte, solange der Zweck da war und der mit dem Zweck wiederkehren wird. Wien, dessen Bauten noch laut von der einstigen Verbindung mit dem Süden sprechen, zog sich sechzend zurück und führt heute wohl seinen letzten Kampf um seine südliche Begrenzung. Der Streit aber um seine Geltung geht nach Osten. Ein frühes geschichtliches Problem wird hier neu gestellt: der alte Staat der deutschen Babenberger wurde nach Osten vorgeschoben, um zu verhindern, daß Europa von Asien erobert werde; die Kulturaufgabe der Griechen war dem Deutschtum zugesallen. Aber es konnte nicht vermieden werden, daß asiatische Wellen den Damm durchbrachen und sich hinter ihm in Lagunen festsetzten; doch war das Schlimmste verhütet, denn aus den Vermischungen nördlich-europäischen und asiatischen Blutes ergaben sich feste Schutzstoffe für das Europäertum, wie auch der slavisch durchsetzte Preußenstaat sich als die stärkste Regierung des Deutschtums erwies. Vom Osten als Feinde und Eroberer gekommen, haben Westslawen und Ungarn durch Jahrhunderte lange Gemeinschaft mit dem Deutschtum soviel Europäertum gewonnen, daß sie heute mit der Front nicht mehr nach Westen, sondern nach ihrer früheren Heimat gewandt stehen. Die alte Ostmark des deutschen Reiches hat sich zum zweiten Mal bewährt und die Grenzen Europas gehalten.

Die Ideologie solcher Betrachtungen ist unbestreitbar; aber es ist gut, in dem, was heute zwischen Wien und Berlin vorgeht, in wirtschaftlichen und politischen Verhandlungen, nicht allein Tagesfragen, sondern zwingende Ausdrucksformen einer geschichtlichen Entwicklung zu sehen. Ist es nicht unsere Stärke in diesem Krieg gewesen, daß wir gegenüber der realistischen Chancepolitik der Entente uns von der Idee treiben ließen, das Deutschtum könne nur in einer Verbindung des österreichischen und des deutschen Staates seinen Aufgaben leben? Die Idee zwingt, wenn sie richtig ist die beste Konstellation. Die Gestaltung der Idee zur Konstellation ist Staatskunst. Ob wir dies vermögen, wird die große Frage nächster Zukunft sein. Deutschland hat neben der Behauptung gegen England seine östliche Mission zu erfüllen. In diesem Doppelgesicht unseres Krieges liegen die großen Schwierigkeiten und die Gründe mancher innerer Mißverständnisse. Der Satz: Deutschland liegt an der Nordsee, — ist ebenso falsch, wie es die Behauptung wäre, es müsse Asien erobern. Wien und damit ein unverlierbares Stück Deutschtum liegt an der Donau, die seit Alters her deutsches Schicksal trägt so gut wie Rhein, Elbe und Oder. Der zum preußischen Reichsdeutschen gewachsene Süddeutsche fühlt alte Quellen des Blutes rauschen. Man kann sie ungestraft hören, denn die Züchtung des Deutschen ist geschehen. Preußen hat ihn geprägt, und Berlin ist seine raffigste Stadt. Wien aber hat die schwere Aufgabe, aus seinen Rassen eine Rasse zu züchten,